

Pathos des Alltäglichen
Briefe Hofmannsthals 1895 bis 1929

Mitgeteilt von Rudolf Hirsch

An Hans Schlesinger

Wien 27 I 95.

lieber Hans

jetzt weiß ich schon sehr lang nichts von dir. Mein Leben ist so gleichmäßig. Den Poldy und Bahr sehe ich sehr oft, wir reden über das Leben, die beiden sind sich schon viel näher gekommen; der Bubi sitzt daneben, schaut Hefte von »the Studio« oder andere Bilderbücher an und hört nett zu. Der »Garten der Erkenntnis« ist fertig und die ganze fieberhafte Größe und ein bissel beängstigende Schönheit, die der Poldy selber hat, liegt darin. Der Bahr hat ihn gleich beim ersten Anhören mit der *vita nuova* verglichen. Bahr hat nicht vergessen, dir die Empfehlung an Rops zu schicken, sondern der Belgier Kufferath, der sie ihm versprochen hat, lässt trotz 3maligen Mahnens nichts von sich hören. Ich selber kann gar nicht arbeiten, weil ich jeden Tag nur ein paar leere Abendstunden hab, und die zerrinnen mit täglichen kleinen Sachen. Verstimmt aber bin ich gar nicht und genieße einen zufällig aufgeschlagenen Vers, ein Gesicht in der Tramway, eine Landpartie im Schnee in der Abenddämmerung oder merkwürdigen Wind in der Nacht beim Nachhausgehen sehr stark.

Ich möchte, daß du mir recht bald einen Brief schreibst oder hast du den inneren Zusammenhang mit uns verloren? Das wäre sonderbar und ganz hübsch; schließlich fände man sich im Ewigen und Wahren hier doch ohne Zweifel wieder. Grüß dich Gott

Dein Hugo.

Poldy: Leopold von Andrian – *Bubi*: Georg zu Franckenstein

An Gerty und ihre Mutter Franziska Schlesinger

Thlumacz, Pfingstsonntag [1896]

Liebes Fräulein Gerty!

Ich danke Ihnen schön für Ihren lieben langen Brief. Er hat mir eine wirkliche Freude gemacht, denn es sind ja lauter Menschen und Sachen darin vorgekommen, die mich interessieren. Ich war noch in meinem Leben nie so vollkommen allein wie hier. Die Officiere waren wildfremde Menschen, denen Wien selbst nur so wie eine fremde Stadt bekannt ist, die Mannschaft versteht kein Wort deutsch und die Bevölkerung sind wirkliche polnische Juden, deren Reden man auch fast gar nicht versteht. Dazu war im Anfang so ein sonderbares Wetter, es war immer halbdunkel und gar nicht wie im Frühjahr, ich bin herumgegangen wie im Traum und hab mich manchmal darüber verwundert, daß ich »ich« bin. Deswegen war es besonders hübsch, einen solchen Brief zu bekommen, wie den Ihnen: je einsamer man ist, desto stärker spürt man die Erinnerung. Eine sehr starke Freude hab ich bei dem Gedanken gehabt, daß der Hans viele Bilder angefangen hat. Ich kann nicht recht sagen, einen wie starken Eindruck mir alles macht, was der Hans macht, oder sogar wenn er über seine Kunst redet. Es kommt mir vor, als ob ich alles völlig verstünde, und doch bin ich von allem überrascht. Das ist bei meiner eigenen Kunst natürlich nicht, deswegen hab ich von der vom Hans eine viel reinere, eine wirkliche Freude.

Leider, leider hab ich hier fast gar nicht Tennies spielen können. Der Platz besteht aus schwarzer Walderde, liegt zwischen hohen Bäumen und war durch den fortwährenden Regen bis zum 20^{ten} ganz unbrauchbar.

Darüber hab ich mich von Tag zu Tag, wenn es in der Früh und abends immer wieder geregnet hat, so geärgert, daß ich oft gar keine Lust gehabt habe zu lesen und zu essen. Auch wenn man meine Reiterei gelobt und mir schwerere Pferde gegeben hat hab ich gar keine Freude gehabt und immer nur an das Tennies gedacht. Ich finde das selbst kindisch, aber es ist einmal so. Jetzt, wo ich ein paarmal gespielt habe, sehe ich leider, daß ich auch nicht sehr schnell lernen werde, weil ich dummer Weise sehr unruhig und aufgeregt spiele. Es wäre mir schreck-

lich, wenn ich absolut kein Talent gerade zum Tennies hätte, aber ich hoffe es doch nicht. Denn dann wäre es doch zu unsinnig, daß ich solche Lust dazu habe.

Ich freue mich sehr auf die Brühl. Und ich danke Ihnen noch einmal für Ihren Brief.

Herzlich Ihr Hugo.

Verehrte gnädige Frau!

Es war sehr gütig von Ihnen, mir auch ein paar Zeilen zu schreiben. Ich werde sicher nicht verstimmt oder traurig zurückkommen. Ich war es auch hier nicht. Es ist freilich unbeschreiblich häßlich, die Menschen, die Pferde, die Hunde, sogar die kleinen Kinder, aber doch so fremdartig, daß man es verwundert erträgt. Im Anfang habe ich sehr wenig mit den Officieren geredet, war oft 8 oder 10 Stunden ganz allein und habe Platon und Maupassant gelesen. Dann allmählich hat es mir ein bissel Vergnügen gemacht, wie diese ziemlich einfachen Menschen angefangen haben, mich von selber aufzusuchen und über ihr Leben zu reden. Jetzt bin ich ganz zufrieden mit dem Zufall, der mich hierhergeschoben hat. Ich freue mich herzlich, liebe gnädige Frau, sie in 8 oder 10 Tagen zu sehen.

H.

Tłumacz: in Galizien auf Waffenübung

An Hans Schlesinger

Wien 4^{ten} März. [1897]

mein guter Hans

ich fang auf einem großen Papier zu schreiben an, etwas wichtiges darfst du Dir nicht erwarten, aber vielleicht macht's Dir gerad ein bissel eine Freude, wenn ich Dir eine Menge Wiener Sachen nacheinander

hinschreib. Die längste Zeit hab ich Dir gar nicht schreiben wollen und Dir nur ein Dutzend Gedichte schicken wollen die in den nächsten Wochen gedruckt werden: über die mußt du mir dann etwas schreiben, außer wenn sie Dir gar nichts sagen. Der Josy ist ganz verschollen: es ist recht in seiner Art, daß man von ihm gar nichts hört, sobald er nicht selber da ist. Das sind die hübschesten Verhältnisse im Leben, die zu solchen unberührbaren Menschen: man steht gegen sie so rein wie gegen Kunstwerke. Der Edgar sieht (für mich) der Röthelzeichnung jetzt furchtbar *oft* ähnlich. Er ist sehr müd und so verworren, daß ich oft im Gespräch dem Weinen nah bin, so unterliegt er dem Leben in allen Dingen, auch den ganz kleinen. Auch der Josy hat mir in der letzten Nacht sehr entmutigende Sachen über ihn gesagt. Er war ein paar Tage krank: und das Fieber hat er in einer ganz solchen unheimlichen zerstreuten Art hingenommen wie alles andere. Dann ist er auf 8 Tage in die Schweiz gefahren, zu einem Freund: und von allem bringt er nur das Gefühl zurück, sich vergeudet zu haben. Es ist eine so trübe freudlose Verschwendung wie beim Poldy manchmal, die dürre und innere Habgier. Es ist so sonderbar: so giebt man sich an einen Menschen her und an den andern wieder anders her und das hält einen im Gleichgewicht.

Den Bahr seh ich fast gar nicht. Er unterhält sich mit Theaterintrigen, hetzt böhmische Hausbesitzer und jüdische Advocaten durcheinander und setzt durch was er will. Er ist unter uns vielleicht der glücklichst gebildete Mensch. Der Eckstein schnurrt in seiner geheimnisvollen Narrheit weiter. Der Bubi hat sehr viel getanzt und in der Welt einen sehr großen Erfolg gehabt. Ich glaube, man tut ihm ein bissel unrecht, wenn man es seinem Wesen anrechnet, daß der unglaubliche Zauber der ganz frühen Jugend von ihm abfällt. Da gar nichts künstliches an ihm ist, so glaub ich, es wird sich seine ganze Schönheit umbilden und nur der Übergang hat etwas Dürftiges! Es wäre viel schlechter, wenn er sich bemühen würde, das was weggeht, zu halten. Ich seh ihn jetzt manchmal mit solchen die jünger und schwächer sind wie er, mit dem Ferry und einem kleinen Hoyos, und glaube, daß er das Wichtigste hat, nämlich eine Art, das Vielfältige der Welt ohne Eigensinn und ohne Affectation auf sich wirken zu lassen. Dieses Formale nenn ich das Wichtigste, weil ja die Seele nicht verloren gehen kann

(oder wenigstens nicht bald) und es beinahe leicht ist eine Seele aufzuwecken, gegen das Fürchterliche, sie zu entwirren.

Ich bin noch immer in keiner rechten Stimmung zum Arbeiten. Ganze Wochen lang war es in der Früh so schrecklich finster, wenigstens in der Wohnung, und weder von den Tagen noch von den Nächten hab ich eine Vorstellung der Welt erlangen können. Und ohne die haben bei mir alle Gedanken etwas Gepreßtes, eine Art von Kopfweh und unterdrücktem schlechten Gewissen. Du merkst es auch an meiner Schrift und ich an meinem Gesicht im Spiegel. Der Poldy soll morgen ankommen wegen der Stellung. Wenn nur endlich ein ganz sonniger Tag käme.

Deine Eltern seh ich wirklich eher oft, d. h. sie haben mich in den letzten drei Wochen zu einer Soirée und zu dem Kinderball eingeladen. Die Soirée war sonderbar. Es waren sehr viele häßliche und vorlauten Frauen; die Männer sind viel besser, weil sie vom Leben ermüdet sind und das Reden nicht für die Hauptsache halten. Deine kleine Schwester ist unter all diesen Leuten herumgegangen wie ein Kind in einer Menagerie, was ich ihr aber nicht gesagt habe, weil ich nicht der Eckstein bin. Ich bin bald weggegangen, weil auch keiner von den anderen Buben da war. Auf den Kinderball war ich bis 4 Uhr. Es war sehr hübsch. Es war ganz so, wie ich mirs gedacht habe.

Die Kurz hab ich schon sehr lang nicht gesehen. Ich glaube, ihr Lehrer hat ihr verboten so viel unter Menschen zu gehen. Das ist ja in jedem Sinn ganz recht; denn das Lernen ist auch ein sehr glücklicher Zustand in den man nie mehr zurückfindet, wenn man einmal herausgefallen ist.

Es täte mir recht leid, wenn Dir dieser Brief affectiert vorkäme denn alle diese Dinge interessieren mich wirklich ziemlich genau in der Weise, wie ich sie da geschrieben habe. Ich glaube aber Du kennst mich sehr wenig und thust mir manchmal ein bissel Unrecht. Leb wohl, lieber Hans.

Dein Hugo.

Am meisten Freude hab ich die letzte Zeit über die Landschaften von Puvis de Chavannes gehabt. (in einem Buch) So möchte ich die Welt übersehen. Ich denke Du wirst es auch gern haben.

P. S. Lieber Hans, das Umändern von seinem Namen kommt mir häßlich und ganz gegen die schwere Wahrheit unserer Zeit vor. Aber

vielleicht werde ich im Sommer anders darüber denken. Es wäre aber wirklich schöner, die Bilder mit einem signum zu bezeichnen und dann so zu heißen: wie der Meister mit der Wage oder der Meister mit dem Schmetterling. Ich denke oft an das: wenn ich ein Symbol finde, das einfach ist und eine große Bedeutung hat, so werde ich es Dir gleich aufschreiben.

Josy: Joseph Graf Schönborn, Musiker – *Edgar*: E. Karg von Bebenburg – *Röthelzeichnung*: von Hans Schlesinger, 1896 – *Eckstein*: Friedrich E., Polyhistor, Freund von Karl Kraus, veröffentlichte am Ende seines Lebens Memoiren unter dem Titel »Alte unnennbare Tage!« Wien, Leipzig, Zürich 1936 – *Ferry*: wahrscheinlich Franz Graf Kinsky – *Hoyos*: wahrscheinlich Alexander Graf H. – *die Kurz*: Selma K., Sängerin, eine der sprechenden Personen in H.s 1896 entstandenem Dialoggedicht »Gesellschaft«, in ihrer Kunst von Mahler geprägt, mit der Familie Schlesinger befreundet.

An Hans Schlesinger

L.G.

Freitag früh [1899]

mein lieber Hans

Ich bin Dir unendlich dankbar für Deinen lieben Brief, der mich vorläufig aus einer schon sehr anwachsenden Nervosität befreit hat. Über die Sache selbst will ich ja nichts sagen, weil ich das Aussprechen jeder momentan aufquellenden Hoffnung fürchte. Heute, jetzt während ich schreibe, ist vielleicht das Consilium. Hoffentlich schreibst Du mir gleich nachher; bitte thu es, wenn Du es nicht schon gethan hast.

Ich lebe fast den ganzen Tag in geheizten Zimmern. Die Hügellandschaft, die uns an Herbstabenden so sehr erfreut hat, ist von schweren grauen Winterwolken fast immer verhüllt, und nur wenn der kalte Wind nachläßt, spürt man unbeschreiblich zarten Geruch von blühenden Sträuchern.

Meine Hausfrau singt viel und sehr schön, ohne darauf zu achten, ob jemand zuhört oder nicht. Wir machen viel Projecte, nach Siena zu reiten, auf einen Berg zu steigen, ans Meer zu fahren, aber zu dem allen müßte die Sonne kommen. Das Haus liegt nicht weit von der Straße, wo wir einmal von der Certosa nachhause über bello sguardo, gefahren

sind. Leb wohl. Wenn Du mir bald eine gute Nachricht giebst, hoffe ich dann Deiner Mutter schreiben zu können.

Von Herzen Dein Hugo

L.G.: Briefkopf, d. h. Lili Geyger geb. von Hopfen – *die Sache*: Emil Schlesingers, Vater von Hans, schwere Erkrankung. Er starb im Mai 1899.

An Franziska Schlesinger

Montag 4h [vor dem 9. August 1900]

Liebe gnädige Frau

uns ist beiden sehr kalt, der Fanny und mir, denn es regnet und hagelt und ist finster. Die Fanny friert mich sogar in die Finger, besonders oben, wo sie aus Perlmutter ist. Trotzdem hab ich Sie aber sehr gern, nicht die goldene, sondern eben Sie. Verändert ist freilich etwas zwischen uns, es wäre dumm, das abzuleugnen, aber kann ich Sie deswegen nicht noch lieber haben als früher?

Zuerst hab ich angefangen, auf Sie aufzumerken und Ihnen gern zuzuhören, wie Sie mir vom Weissel erzählt haben, schon vor drei Jahren. Es hat mir so gefallen, dass Sie jemandem der schon lange tot ist, so anhänglich sein können. Seit damals sind Sie mir so jung vorgekommen, wie Sie mir auch jetzt noch immer vorkommen, innerlich nicht um sehr vieles älter als ich selber: diese Empfindung hat auch mein Verhältnis zwischen Ihnen und dem Hans immer bestimmt und vieles andere, worüber dann der Karlweiss so bös ist, und der Cle. Später, in der furchtbar traurigen Zeit voriges Jahr hab ich Sie dann schon sehr gern gehabt, ganz extra und abseits von der andern, die ja auch so ganz anders ist, dass man sehr dumm sein müßte, um die beiden Eindrücke nicht fortwährend getrennt zu empfinden. In dieser traurigen Zeit hab ich manchmal so gespürt, wie Sie wirklich sind, in einer Weise, wie man es in Worten gar nicht ausdrücken kann und auch nicht soll, weil es viel zu gut dafür ist. Sie haben damals manchmal Sachen gesagt, wenn wir allein waren, oder auch vor anderen, die ich im Leben nicht

vergessen werde und die mir in einer unbegreiflichen Weise das Innere des Daseins aufgeschlossen haben: das tiefe Glück, dessen wir fähig sind, und zugleich jenes Andere, über alle Traurigkeit hinausgehende: nämlich dass alles tiefe Glück nicht in die ganz tiefe Einsamkeit hinabreicht, wo wir vorher und nachher ganz allein unberührbar wohnen. Es wäre merkwürdig, aber es kommt mir ganz möglich, ganz wahrscheinlich vor, dass ich nach einem solchen Gespräch hie und da im unbewußten Tieferen leise angefangen habe, mir die Kleine zu wünschen, nicht mehr obenhin, zur Geliebten, sondern fürs ganze Leben, zur Frau. So wären Sie doppelt schuld daran, einmal, weil Sie ihr das Leben gegeben haben und das zweitemal durch einen völlig unbewußt, völlig absichtslos gegebenen Rath. Glauben Sie mir nicht, liebe gute gnädige Frau, dass ich froh bin, dass gerade Sie und keine andere ihre Mutter sind?

Ich könnte mir die Beziehung zu einer solchen andern gar nicht denken. Freilich kann man sich immer das nicht denken, was nicht ist, und Schicksal ist wohl das: dass jenes andere, was nicht gekommen ist, eben gar nicht hätte kommen können.

Aber Sie müssen nur nicht glauben, dass ich die Kleine für Ihr »Ebenbild« halte. Ich glaube, dass sie nur im Geschmack, in gewissen Instinkten eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen hat und im übrigen in der »Tonart« des Wesens, in der ganzen Denkart und im Gemüth unglaublich verschieden von Ihnen ist.

Aber nicht wahr, Sie werden nicht anders zu mir werden? nie, nicht wahr?

Sie werden mich mit der Zeit vielleicht auch noch besser verstehen: mein Wesen ist so einheitlich wie ein in sich selber zurückgeknüpftes Netz: das liegt an dem merkwürdigen, alles verknüpfenden Beruf. Verstehen Sie das? Wie dieser Beruf nichts unberührt lässt, alles leicht und alles schwer macht? Nicht wahr, Sie verstehen das und haben es hie und da schon verstanden, wenn wir von meinem Leben oder meinen Arbeiten gesprochen haben?

Dass man so etwas geworden ist, ist auch merkwürdig und vielleicht noch merkwürdiger, noch rätselhafter, wenn man kein Genie ist.

Man muß mich kennen und gern haben wollen, um mit mir existieren zu können. Sonst sollte man solchen Menschen aus dem Weg gehen. Das Vereinzelte, das aus einem solchen herauskommt, stößt ab: nur das Ganze kann vielleicht versöhnen und rühren.



marie phar
1901.

Es ist so sonderbar, dass wir uns manchmal streiten. Leider bin ich gegen Leute, die mir sehr nahe sind, furchtbar hart und heftig. Sie haben manchmal Schwächen im Denken, oder es kommt mir so vor und in so einem Augenblick hätte ich Lust, Sie zu zerrüttten, zu zerschlagen wie ein Uhrwerk, um Sie nachher wieder zusammenzusetzen.

Ich begreife gar nicht, dass in so einem Augenblick alle Neigung und Zärtlichkeit völlig stumm ist, wie ausgelöscht: das Geistige hat über mich eine furchtbare Gewalt.

Dass ich mich auf Salzburg so sehr freue und gerade dort mit Ihnen und ihr zusammensein will, hat im Grund einen kindischen Grund. Nicht nur, weil es so schön ist, von einer Schönheit aus menschlichen und unmenschlichen Theilen, die mir besonders nah geht, für die ich den Schlüssel zu haben fühe; es ist noch etwas anderes: schon ganz früh hab ich es als einen schönen festlichen glücklichen Aufenthalt gefühlt und das, was als das Schönste davon gilt, den Ausflug zum Königssee hab ich mir nie gegönnt, hab ihn immer absichtlich versäumt und mir gedacht, einmal mit einer wirklich und herzlich geliebten Person dieses schöne Wasser und seine schönen Ufer zu sehen, und nicht früher. Auch an Rom hab ich immer so ähnlich gedacht. Und nun hat mich mein Schicksal so zurückhaltend und eigensinnig geführt, dass die Kleine ja wirklich absolut die erste ist. Nie früher war ich versucht, diese leichten und schweren Worte auf irgend ein anderes Wesen freimüthig und ruhig zu beziehen, und so kann ich ja das Kasterl aufsperren, in dem der Königssee drinnen ist. Meine Eltern sind gottlob wohl, sie werden gewiß auf einige Tage vor meiner Einrückung nach Salzburg kommen. Nur möchte ich jetzt nicht mit ihnen darüber sprechen. Ich küssse Ihnen die Hände

Ihr Hugo

P. S. Ich schließe einen Brief an Fritz wegen meines Rades ein. Sie werden diesen Brief niemandem zeigen, nicht wahr?

Fanny: goldene Feder, Geschenk von F. Schl. Vgl. »dies Fannerl ist sehr arm«, Gelegenheitsgedicht von H. aus Rom [1902] in SW II Gedichte 2 – *Weissel*: wahrscheinlich Julius W., in dessen Nachlaß sich eine freie Übertragung der Lieder des Anakreon fand. – *Karlweiss*: C. Carlweiss – *Cle*: Clemens zu Franckenstein – *Salzburg*: H. war vom 9. bis 19. August in Salzburg. – *Fritz*: der jüngere Bruder von Gerty

An Alfred Walter Heymel

in der Brühl 26^{ten} VI. [1900]

lieber Herr Heymel

mit den Bildern hab ich mich sehr gefreut, besonders das mit dem gesenkten Blick, wo Sie lesen, ist sehr gut und hübsch. Ich werde vom nächsten Jahr an nicht mehr in Wien leben, sondern in einem kleinen Landhaus wo ich oft eingeschneit und sehr einsam sein werde und da wird es mich besonders freuen Bilder von netten Menschen in den Zimmern herumstehn zu haben und keine von solchen, die todt sind, sondern von Lebendigen, die fortwährend noch vieles erleben, deren Gesichter sich verändern und bereichern.

Unlängst war ein schöner Abend hier in der Hügellandschaft. Der Himmel war an den Rändern wie flüssiges Silber und hie und da vereinzelte dunkle Wolken und die Thäler beruhigt und geheimnisvoll. Ich bin einen in die oberen Hügel gehauenen Rundweg gegangen und dabei sind Sie mir lebhaft vor Augen gekommen und auch das »Lebenslied« ist mir, bis auf wenige Zeilen eingefallen und so will ich es Ihnen aufschreiben.

Den Erben laß verschwenden
an Adler Lamm und Pfau
das Salböl aus den Händen
der todten alten Frau!

Die Todten, die entgleiten,
die Wipfel dort in Weiten
ihm sind sie *wie* das Schreiten
der Tänzerinnen wert!

Er geht, wie den kein Walten
vom Rücken her bedroht
ihm ahnet: in den Falten
des Lebens wohnt der Tod,
doch —....

.....

—???

Der Schwarm von wilden Bienen
beflügelt seinen Schritt,
das Singen von Delphinen
nimmt seine Seele mit:
ihn tragen alle Erden

mit mächtigen Geberden,
der Flüsse Dunkelwerden
begrenzt den Hirtentag!

Laßt immer ihn verschwenden
an Adler Lamm und Pfau
das Salböl aus den Händen
der todten alten Frau:
er lächelt der Gefährten,
die selig unbeschwert
Abgründe und die Gärten
des Lebens tragen ihn!

Grüßen Sie doch Herrn Schröder vielmals. Sein Gedicht von den Schwänen hat mich wieder so eignethümlich ergriffen, in einer bei mir so seltnen schwer definierbaren persönlichen Weise. Es ist auch wieder ein sehr schönes Gedicht.

Nur eines macht mich ängstlich: es thäte mir so leid, den Reiz gewisser Wendungen durch zu häufige Wiederholung abgestumpft zu spüren; ich meine z. B. diese Wendung: »auch hörte ich sonst wohl.. Der Schluß war mir nicht ganz klar. Sollte nicht vor den 5 letzten Zeilen ein Absatz sein?

Aber ich freue mich wirklich sehr über alles was er schreibt.

Herzlich Ihr Hofmannsthal

mit dem gesenkten Blick: s. Abb. S. 30 – den Schwänen: veröffentlicht in der Zeitschrift »Insel«, 1. Jahrgang, im Mai 1900. – Der Brief ist durch die wenige Monate zuvor erfolgten Begegnungen in Paris geprägt. Heymel schrieb noch 1910 an H.: »Erinnerst du dich der Veilchentafel im Pariser Hotel? Es war mein Aufwachen, es war Paris, das Leben, die Taenzerin [Saharet] und es war vor allem DU, den ich zum ersten Male ganz erkannte (...) du streicheltest meine Haare, troestetest und ermutigtest mich in meinem edlen und doch so fuerchterlichen Kampfe mit Rudolf. Du sagtest du glaubest an mich und alles das hat mich im Leben nie verlassen.« – nicht ganz klar: Schröder schrieb an H. am 3.VII.1900: »Leider ist dies Gedicht durch einen ganz falschen Druck sehr entstellt, indem die Absätze nicht richtig sind.«

An Grete Wiesenthal

Rodaun Wien

Dies soll keinen Irrthum verursachen: ich bin in Aussee nicht in Rodaun. Es ist der 16^{te} August 1912, 10 ^h 5 Minuten. Der Himmel ist bewölkt, die Luft sehr kühl. Reinhardt weilt in Jersey, Kahane an der Seite seiner Gattin. Nun zur Sache. Ich wollte heute vormittags nicht arbeiten, sondern mit Ihnen über Ballete reden. Ich sagte mir selbst: (im Wiener Dialect): Na, mit der Gretl reden ist ja ah an Arbeit! und beschloß den Vormittag dieser Arbeit zu widmen. Aber ich muß auch meinen Besuch bei den Zichys absolvieren. (Fremdwort: bedeutet »erledigen, abtun«.)

Und jetzt ist es 10 ^h 8 Minuten, das warme Wasser steht noch vor der Tür, um eins wird gegessen, um 4 kommt die Ilse, mir dreht sich alles vor den Augen, wie will ich es einteilen. *Vorher* zu den Zichys fahren und um 12 ^h wieder zurück sein? Vielleicht steht aber das warme Wasser nicht mehr vor der Tür? ?

O Räthsel über Räthsel, Dasein, Traum der Träume!

die Ilse: Gräfin von Seilern geb. Olden. Vgl. Brief H's an Ottone Degenfeld vom 21. VIII. 1912

An Yella Oppenheimer

Brufani's Grand Hotel

Perugia 13 V [1912]

Liebe Jella

ich bin wirklich sehr traurig, daß Sie von all dem, was wir unaufhörlich genießen, ausgeschlossen sind. Ich hätte an irgend einem Punkt mehr und entscheidender encouragieren sollen, das ist sicher – wenn ich auch nicht recht weiß, an welchem. Jedenfalls habe ich einen Fehler begangen. *So* schön, wie es tatsächlich ist, habe ich mir dieses Reisen aber selbst nicht vorzustellen vermocht. Tage, wie die gestrigen, von Florenz über Arezzo, aus der gartenhaft blühenden toscanischen Land-

schaft in die weiße, umbrische herüber oder der Ausflug von Florenz nach Lucca über Pistoia und der Rückweg über Pisa, das ist kaum auszuschöpfen an Schönheit und Inhalt.

Dazu freundliche erfreuliche Menschen da und dort, die sich der Wiederbegegnung freuen – und die ganze Zeit über diesem mit Städten und Burgen gekrönte Hügelland die mildesten Sommertage, ohne eine dunkle Wolke seit wir Italien betreten haben.

Wir gehen jetzt nach Rom, nur für 2 Tage, dann über Orvieto nach Siena, überschreiten dann bei Lucca (für mich der lieblichste Winkel des mittleren Italien) den Appenin und sind – übers Ampezzothal – am 25^{ten} in München, am 26^{ten} in Paris.

Ich schreibe, sobald ich weiß, welches Hotel wir dort nehmen.

Ihr Hugo.

erfreuliche Menschen: Rudolf und Marel Borchardt

An Georg Freiherrn zu Franckenstein

Rodaun 9/XI abends [vor 1914]

mein Lieber,

ganz verschieden suchen die Gedanken einen entfernten Freund – manchmal tastend und unsicher, manchmal mit Schärfe und Zuversicht – endlich einmal verdichten sie sich zu einem solchen Brief. So warst Du mir oft schon fern und hast mir oft in einem kurzen herzlichen Weihnachtsbrief das Gefühl Deiner selbst, und dass Du mir unverloren bist, so stark und völlig wiedergegeben – dann kamen Jahre, da warst Du mir nahe und doch vieles um Dich und in Dir mir dunkel und das Dunkel konnte und sollte nicht gelichtet werden, immer aber ist zwischen uns die Wurzel der Freundschaft, Vertrauen, gesund und heil geblieben und wird es hoffentlich, bis der Tod des einen von uns unsere Freundschaft in dieser Welt auflöst.

Nun ist dieser Brief seit 4 Tagen liegen geblieben. Ich habe eine Zeit recht herabgesetzter Kräfte, zuweilen kommt das ja so. Vielleicht ist es der Übergang zum Winter, den der Körper nicht ganz leicht mitmacht.

Vielelleicht ist es auch die Compensation für lang anhaltende gute Zeiten. Nun stockt halt einmal alles, Einbildungskraft, innere Wärme, Gefühl des Lebens. Ich kann kaum lesen, noch weniger schreiben. So will ich dies forschicken, dass es Dir mein Denken an Dich hinüberbringt. Und bald schreib ich dir wieder. Leb wohl. Ich will bald versuchen, Deine Schwester zu sehen, von Dir zu hören

Leb wohl, mein lieber Bui

Dein Hugo

Schwester: Poldy von Passavant

An Gerty

Fritz Toepfers Hotel Prinz Friedrich Carl Berlin

Sonntag früh [Februar, 1916]

mein süßes, einziges Kinderl

in deinem Briefel vom Mittwoch, was Freitag abends gekommen ist (grad wars in meinem Hotel, wie ich mit der Ottonie aus dem Macbeth nachhausgekommen bin) steht so rührend das Fragerl, ob mir denn das »Zusammenleben« wieder Freude machen wird. Mein Engerl, das ist doch die Grundlage von meinem ganzen Dasein, die Wurzel von allem was ich sonst tue oder treibe, aber ich versteh dich wie du's meinst, du meinst: das Existenzproblem für die Wintermonate, denn die Frühling, Sommer und Herbst sind ja kein Problem. Du sprichst von »landen« in der Großstadt – aber mein Kinderl, Wien ist ja durchaus keine Großstadt, die andern kommen jetzt nicht infrage und hier »landen« mit Kind und Kegel (»Kritsch« eben telephonisches Gespräch mit Pips Schey absolviert, der heute Poldy Passavant zum Frühstück hat! Ich frühstücke aber gottlob mit Eberhard und Ottonie bei Meyer-Gräfe) – mit Kind und Kegel wirklich *leben* in Berlin möchte ich nicht – da müssen wir halt furchtbar viel »besprechen« und dann wird sich schon finden wie mans macht – denn das halt ich schon für möglich, daß ich, wenn diese finstere Zeit endlich vorüber sein wird, viel, und mit einer

gewissen Leichtigkeit fürs Theater arbeite, das hat Reinhardt durch seine reizende freundschaftliche Art in mir wieder aufgeweckt und vielleicht sind dadurch diese Dinge in mir reif geworden oder vielleicht waren sie es schon und der Baum mußte nur geschüttelt werden. Jetzt mein Kinderl, wegen des *genauen* Datums vom Nachhauskommen, nicht wahr da wirst du nicht ungeduldig um *Tage* sein, wo du so rührend geduldig warst die lange Zeit. (Weißt du, ich habe nach Papas Tod gleich den Vorsatz gehabt, auf *lange* wegzugehn, konnte aber nicht wissen, ob es gelingt und darum hab ich nichts gesagt!) Nämlich am 10^{ten} kommt diese Sache die »Lästigen« nun nicht zustande, vor allem weil Stern und die Costümwerkstätte nicht fertig wurde, die bis vorige Woche noch keinen Stich dafür genäht haben. Angesetzt ist also »Der eingebildete Kranke« für den 10^{ten} und dann die Lästigen und das Ballet zum eingeb. Kr. dazu, eine Art Nachpremière, für den 14^{ten} (Dienstag). Ich hoffe, und glaube auch, daß es bei diesem Datum bleiben wird! Und nachher müßte ich halt aus verschiedenen Gründen noch ein *paar* Tage bleiben! Wenn ich nur hoffen dürfte, daß die Besserung bei der Kleinen jetzt definitiv ist, das mit den Ohren ist mir ein bissel schreckhaft. Hat sie denn große Schmerzen gehabt, das arme kleine Afferl? Ich denk an euch u. küß dich

Dein Hugo.

Pips Schey: Philipp Freiherr von Schey-Rothschild – *Stern*: Ernst St., Bühnenbildner der Reinhardt-Theater – *Ballet*: Die Schäferinnen nach Motiven von Rameau

An Käte Riezler-Liebermann

Wiesenstrasse 5 Leipzig
Donnerstag früh [1916]

Liebe gnädige Frau

ich habe kein gutes Gefühl, dass ich Ihnen die kleine Comödie »Cristina« geschickt habe. Es ist so sehr ein Versuch, und kein ganz geglückter. Vieles auch zu breit. Wenn sie Ihnen nun ganz missfällt – wozu habe ich sie Ihnen dann geschickt? (Ich muss aussetzen, Helene Nostitz telephoniert so furchtbar laut. So, jetzt ist sie fertig.) Neulich, als

Sie fortgelaufen waren – so schnell – kamen noch unsagbar schöne und schauerliche Scenen. Die grässliche Hexenscene war fast eine Erlösung zwischen dem viel Grässlicheren, was zwischen Menschen sich zuträgt. Die Ermordung der Lady Macduff und ihrer Kinder – die Scene wo Macduff es erfährt – man war wirklich in einer anderen Welt. Ihre Scene auf die Sie hatten warten wollen (die, wo Lady M. nachtwandelt) kam erst gegen 5 Uhr dran, da hätten Sie fast wieder da sein können. Aber Sie müssen unbedingt Dr. Riezler es sehen machen.

Ihr Hofmannsthal

P. S. Mit mir und Ihrem Vater steht es nun einmal ganz hoffnungslos (für mich). Ich wollte mich durch B. ein bischen bei ihm »lancieren« lassen, und bat B. ihm einmal zu sagen, wie es auch die Wahrheit ist, ich sei schuld, dass er sich malen lasse, ich habe ihm gesagt, wenn man ein bedeutender Zeitgenosse sei und es sonst könne, *müsste* man sich von L. malen lassen. Der Effect dieses message war ein ganz unerwarteter. »der?« sagte Ihr Vater, – »der hat doch nicht das leiseste Verständnis für Bilder«. Darauf wandte B. schüchtern ein: »er hat aber doch offenbar Bilder gern, denn er hat sich eben einen sehr schönen Van Gogh gekauft. Dies machte aber wieder einen sehr schlechten Effect. »Was?« hiess es, der hat doch gar kein Geld, hats mir doch selber gesagt.« Also en somme: ein Idiot, der selber eingesteht dass ihm seine Felle wegschwimmen, und dazu ein Hochstapler, der aus Tuerei Bilder kauft, und ein Müssiggänger, der so tut als hätte er in Berlin was zu tun und den ganzen Tag seiner Tochter nachläuft. Es ist irreparabel, bitte versuchen Sie nicht, es zu reparieren (falls Sie diesen Gedanken hätten, ich glaube nicht, dass Sie ihn haben) – es ist ja auch ganz amüsant so wie es ist.

Wenn schon Protection, so hätte ich bei der Tochter etwas Protection sehr nötig, wie gerne käme ich zum Thee Sonnabend – Montag – bis dahin ist so lang – auch morgen Freitag. Wie schön wäre es, einen kleinen Brief mit dem seltsamen H. in Berlin zu finden, wenn man wiederkommt, heute nachts. Aber wer soll mich bei der Tochter so weit protegieren?

K. R. war mit H. in der Generalprobe von »Macbeth«. Über diese schreibt H. an Gerty: »diese Vorstellung hat einen der größten Eindrücke gemacht, die ich je auf dem Theater empfangen habe u. die K. R. die ich mitgenommen hatte,

war auch ganz außer sich oder eigentlich betäubt, denn das ist das richtige Wort für diesen fast zu starken Eindruck.« Und an Ernst Stern am 29.II.: »Sie haben nie etwas Schöneres, Stärkeres, Strengeres gemacht und ich meine damit was man französisch »sobre« nennt.« – B.: Eberhard von Bodenhausen

An Käte Riezler-Liebermann

Rodaun 6.VI. [1916]

liebe gnädige Frau

Ich dachte und hoffte, ich würde in diesen Tagen in Berlin sein und Sie dort sehen, nun zieht es sich um einen ganzen Monat hinaus – werde ich Sie da noch finden? Nach Ihrem Brief müsste ich es ja fast denken, aber wer weiss? Ich gehe die nächste Woche nach Lublin, dann Warschau, von dort aus würde ich wohl, müsste ich denken, um den 6^{ten} oder 8^{ten} Juli durch Berlin kommen können. Vielleicht sind Sie wirklich noch da oder irgendwo, wo man Sie sehen kann.

Wie eitel ist man doch auf die kleinen Sachen, die man gemacht hat: es hat mich wirklich gefreut, als sie mir schrieben, der Bruder von R. B. habe das kleine Falsificat auf dem Theater gesehen und amüsant gefunden. (Zur Abschwächung könnte ich anführen, dass ich eben so garnichts über die ganze Sache gehört hatte; *Ihren* fâcheux hatte man übrigens, glaube ich, weggelassen; ich hatte das freigestellt, weil es keine sehr gute, d. h. keine lustige Figur geworden war.) Nun werden Sie sagen, wird mir der Bruder von R. B. gleich weniger unsympathisch sein; nein, aber das vielleicht doch nicht, aber es kommt doch garnicht darauf an, dass die Leute, mit denen Sie spazierengehen, *mir*, sondern nur, dass sie Ihnen sympathisch seien.

Ich möchte Ihnen manches erzählen, es wäre mehr schwätzen, aber ich weiss gar nicht, ob sie ein bischen freundlich zuhören, also nur das eine: ich habe alle diese Abende vor dem Schlafengehen ein ganz entzückendes unvergleichlich amüsantes Buch gelesen, jeder Mensch kennt es beim Namen, ich (und wohl die meisten so) habe es seit meinem fünfzehnten Lebensjahr nicht in der Hand gehabt, geglaubt es sei langweilig, dabei ist es gerade das Gegenteil. Nein lesen Sie, lesen Sie

nur die Capitel de la conversation, du coeur, de la mode, und alle anderen. Ja, welches Buch ist es: die Charaktere von La Bruyère. Ja, das XVIIte Jahrhundert ist noch über dem achtzehnten, noch *höher* in diesen Dingen, vornehmer, grösser. Nein, lesen Sie es nur. Aber vielleicht können Sie es auswendig, dies würde zu so vielen Vorzügen des Geistes und Herzens passen, mit denen Sie verziert sind.

Ihr H. H.

Bruder von R. B.: Ernst Borchardt – *Falsificat*: Die Lästigen, anonym als frei nach dem Molière gespielt

An Gerty

Stockholm Grand Hotel Royal
Samstag 25^{te} [November] 1916

mein gutes Kinderl

hier möcht ich dich sehr gern bei mir haben, in diesem hübschen Hotelzimmer mit bunten Papageien als Tapete, und in dieser reizenden Stadt mit dem Meer das überall hereinreicht, Dampfer u. Segelschiffe dicht neben der Tramway, ein bissel Venedig, aber zugleich so ganz modern, ganz Gegenwart, hell u. freundlich u. lebendig u. elegant. Und die vielen schönen Geschäfte, da möchtest du nach »Bluserln« schauen, so wie ich nach Antiquitäten u. Buchhandlungen. Und berühmt wärest du sehr, denn an allen Kiosken pieken die Hauptnachrichten aus den Morgenblättern, und überall Dr von Hofmannsthal ankomning u. was er gesagt hat, u. was er tun wird, u. was er nicht tun wird, u. da würde dann auch stehen, was Frü von Hofmannsthal gesagt hat u.s.f. Die Berühmtheit hat aber auch ihre Kehrseiten, zum Beispiel wenn du in einem überfüllten, überheizten Expresszug fährst, natürlich mit Schnupfen, wie ists anders möglich bei dem beständigen patschwärmen Regenwetter (heut ist es schön u. der Schnupfen schon fast gut) u. eine *entgegengefahrene* Alice Schalek macht dich nach dem Gesicht ausfindig u. interviewt dich im fahrenden Zug oder du kommst an willst lieber Briefeln u. Karten lesen u. es stehen wieder *fünf* Interviewer da, u. du bist natürlich schon stark heiser, – oder der Photgraph von der schwedi-

schen »Woche« will dich accurat in der Früh beim Aufstehen in deinem Zimmer photographieren, oder: wieso weiß Herr Schmujlow, der doch in München lebt, genau mit welchem Zug ich in Stockholm ankomme. Und wieso steht er auf dem Perron u. umarmt mich so innig, daß alle Studenten weinen müssen, weil sie glauben, es ist mein aus Sibirien entflohener ältester Bruder! – Heute bleib ich ganz incognito, geh mit meinem Adjutanten, der unglaublich nett u. tactvoll ist (ich möcht ihn gleich als Schwiegersohn) incognito in die Oper. Montag ist Elektra für mich (übrigens ist es 4mal die Woche angesetzt) die Elektra spielt die erste schwedische Schauspielerin, Harriet Bosse, eine von Strindbergs vielen Frauen.

Donnerstag ist der Trauergottesdienst. Gleich nach diesem fahre ich nach Upsala (ganz nahe von hier) spreche dort. Samstag 1^{ten} ist mein Vortrag hier. Morgen mehr. Ich küssse dich.

Dein Hugo.

Trauergottesdienst: Kaiser Franz Joseph war am 11.XI. gestorben.

An Benno Geiger

R. 4. VII. 1917

Lieber Dr. Geiger

ich danke Ihnen nun sehr für das Gedicht. Ich war heute in einer guten Minute, für den Eindruck des Außerordentlichen ganz offen. Das Außerordentliche erkenne ich einmal in dem Schwung des Ganzen, der, aus einer Erschütterung stammend, Glauben bringt und Glauben fordert, dann in der nicht kunstvollen sondern spontanen Verbindung des Dreifachen; der eigenen Seelenart, der ewig gleichbleibenden Welt und jenes erhabenen und ewig gegenwärtigen Vorganges in den Steinbildern angeschaut.

Durch diese beiden Gedichtreihen und durch das Gespräch neulich ist etwas hergestellt, das man Kontakt nennen kann, und das vordem nicht bestanden hat – vielleicht durch meine Schuld. Unaufmerksamkeit, Unempfänglichkeit ist ja immer Verschuldung. Aber auch Sie sind,

darf ich das sagen, kein leicht und schnell zu dechiffrierender Mensch. Sie geben schnell und viel, vielleicht schneller als der andere nehmen kann; dann aber fallen Sie in sich zurück und rechnen ab und verdüstern sich schnell. (Diese Worte sind sehr unzulänglich und deuten nur vage auf das wirkliche Verhältnis hin). Es muß Ihre Hoffnung sein, dass es allmählich in der Welt zwischen Ihnen und den Ihnen wichtigen Menschen einfacher zugehe: Einfachheit ist entweder eine Gnade oder ein Resultat.

Sie sprechen von Enttäuschung, Verdunkelungen, von »untern Tisch fallen«, »verloren gehen«; aber, indem wir reifen, lernen wir doch über diesen Situationen stehen. Indem man im großen Buch des Lebens lesen lernt, darin man freilich auch in unseren Jahren erst buchstabiert, wird einem klar, dass es kein erreicht-haben gibt, kein gelandet-sein, sondern stets aufs Neue die Prüfung, die Entscheidung, die ewige Aufforderung vom Relativen zum Absoluten überzugehen.

Ich wollte Sie heute abend für eine halbe Stunde herüber bitten, Ihnen ein Stückchen Prosa vorzulesen. Indessen hat sich jemand angesagt, den ich nicht ablehnen kann. Also auf demnächst

Ihr Hofmannsthal

Geiger: Kunsthistoriker, Sammler, Dichter – Gedicht: »Via crucis«

An Franz Werfel

Rodaun 12 VI. [1919]

Lieber Werfel

Ihre Vorlesung hat mir eine sehr tiefe Freude gemacht – sowohl die Gedichte selbst als Ihre Art, dies vorzutragen, die einen ganz tiefen Aufschluß über Sie gibt. Ich bin froh dies nicht versäumt zu haben. – Mir ist, als ob wir von sehr entfernten Punkten ausgehend, uns einander sehr genähert hätten. Ich wünsche mir sehr, einmal über diese Dinge mit Ihnen zu sprechen.

Bitte kommen Sie doch einmal für ein paar Stunden hier heraus. Wollen Sie Dienstag nächster Woche? Mittwoch? Welchen Sie wollen. Bitte kommen Sie doch! Es ist ganz einfach. Sie steigen beim Hotel

Sacher in eine 63 oder 58 oder 59, das Weitere sagt dann der Schaffner.
In Mauer steigen Sie in eine Dampftramway u. fahren noch ein paar Minuten bis Rodaun. Mein Haus ist dann auf der geraden Straße, das Haus bevor man zum Gasthof Stelzer kommt.

Am besten, Sie steigen dreiviertel 12 beim Hotel Sacher ein, da sind Sie um 1h hier, ich hol Sie an der Dampftramway ab, aber bitte schreiben Sie gleich eine Karte, ob ich sie Dienstag erwarten kann oder welchen anderen Tag.

Herzlich Ihr Hofmannsthal

Oder schicken Sie ein Telegramm: Hofmannsthal Rodaun

Vorlesung: Am 2.VI. schrieb H.: «Ich komme am Mittwoch hinein Sie vorlesen hören, freue mich schon sehr darauf.» Die Aufforderung, ihn zu besuchen, ging von H. aus und »wir reden von anderem als Politik.« Vgl. auch BW Rilke. Am 19.V. schrieb W. an H.: »Heute habe ich wieder einmal mit großem Entzücken den ersten Band Ihrer Prosaischen Schriften gelesen. Für mich ist darin alles so unverblasst und neu als an dem Tag, da ich's zum erstenmal gelesen habe. Der Brief insbesondere u. dann die Opfer-Definition im »Gedichtgespräch« sind für mich unverrückbar große Dinge.«

An Dora Michaelis

Rodaun 26. XI.1919

liebe gute Dora

Ihr Brief ist reizend und so ganz Sie, ich danke Ihnen vielmals dafür. Ist es denn das von mir geschickte Exemplar, worin Sie und die Ihren das Märchen gelesen haben – oder ein Anderes? Indessen ist aber doch hoffentlich jedenfalls dieses zu Ihnen gekommen und hat Ihnen gezeigt, dass ich an Sie denke. (Ich adressierte leider H.damm 60)

Im Juli kam Ihre liebe Zeile, dass Sie des Annentages gedächten, wissen Sie wo ich da war? In Ferleiten, ganz allein, mit dem alten Wirt Lucashansl und zwei Mägden, so fest im Regen und Nebel wie nur je – und doch umgab es mich so schön, tat mir so wohl, meine Jugendjahre sahen hinter jedem Baum hervor – ich kam recht elend hin, nach einer

bösen schleichenden Grippe, und fand mich selber so schön zusammen: ich bin ja noch ganz ich selbst, ganz der Gleiche, den Sie früh gekannt haben – und mehr ich selber als ich je war – stärker und beinahe jünger, ich kann es mit keinem andern Wort sagen.

Damals, in Ferleiten, zwischen dem 15. Juli und dem 9. August schrieb ich endlich die drei letzten Capitel des Märchens. Im Mai 1918, während mein gütigster treuester Freund Eberhard Bodenhausen starb und begraben wurde schrieb ich das vierte Capitel, die Begegnung des Kaisers mit seinen Kindern, ihm zu Ehren, an ihn denkend – den Anfang hatte ich im Herbst 1913 und Frühling 1914 geschrieben – so ist dieses furchtbare Stück Leben, das wir alle hinter uns haben – eingewebt in diesen bunten Teppich.

Dora, wenn Sie sagen, Sie verstünden's nicht, so ist das Ihr eigener zarter scheuer Sinn, sich kleiner zu machen, natürlich verstehen Sie's völlig, gerade Sie, indem Sie's schön finden, bekennen Sie ja, es verstanden zu haben – anders lässt es sich ja nicht verstehen, es erschliesst sich demträumenden und fühlenden Sinn. – Dass es Ihrem ältesten Sohn gut gefallen hat, freut mich sehr auch Christiane und Raimund haben es gern (Franz äussert sich nicht) – geben Sie es doch ruhig auch den andern Buben zu lesen, solche Leser sind mir die liebsten, aber ich hab auch von Erwachsenen einzelne sehr schöne Briefe bekommen und von einem höchst bedeutenden Menschen einen höchst tief verstehenden und erfassenden Aufsatz den er im »Neuen Mercur« veröffentlichen will.

Denken Sie nicht zu trüb von Wien, diese Dinge sind alle nur die äusserre Schale des Lebens und wurden immer durchlebt und getragen. Worauf es ankommt, das liegt ja auf einer ganz anderen Ebene. – Grüssen Sie Ihren Mann und die Buben ich denke bestimmt, dass ich später nach Berlin komme.

Ihr Freund Hugo

Annentag: Namenstag von H.'s Mutter, dessen die Jugendfreundin stets gedachte – *Märchen:* »Die Frau ohne Schatten« – *bedeutenden Menschen:* Rudolf Pannwitz

An Gerty

Pisa Samstag den 23^{ten} mittag [1920]

mein liebes gutes Kinderl

jetzt sind es gerade acht Tage daß ich von Haus fort bin, dir kommts vielleicht lang vor, mir – ich weiß nicht ob sehr lang oder sehr kurz.

Von Hans hab ich keine Nachricht hier gefunden, aber da ich ihm zwei Karten geschrieben u. auch an das Hotel Britannia selbst vorsichtshalber telegraftiert habe, so fahre ich heute nachmittags hin und hoffe, ein Zimmer zu finden.

Ich möcht dir so gern irgend etwas von mir erzählen, wenn nur etwas zu erzählen wäre. Weißt du ich tu halt gar nichts, als in diesem Stadterle so herumgehen, und dazwischen im Zimmer sein u. lesen, in Vanity Fair oder in einem Band Goethe (das sind die angenehmen Stunden.) Dabei vergeht der Tag merkwürdig schnell, obwohl er doch 14 oder 15 Stunden hat. Es ist halt immer der »Gewisse«, der den anderen »Gewissen« spazierenführt. Es ist nur ein Glück, daß die beiden *eine* Person sind, sonst würde es zu teuer kommen. – Ganz sonderbar dabei ist auch das. Daß, wenn dann schon in so einem Stadterl ist, was man anschauen könnte, die sogenannten Sehenswürdigkeiten, Kirchen u. so ich die größte Unlust habe, diese anzuschauen, ja ihnen aus dem Weg gehe; viel lieber schau ich so Geschäftlerln mit Stiefeln, oder solche wo Küchengeschirr ausgestellt ist, oder Senftiegel in ganzen Reihen oder so. – Meine Natur weiß halt ganz deutlich, daß alles vom Inneren abhängig ist – nichts vom Äußeren von wo nichts kommen kann als Verwirrung und Verstimmung. Aber das ist wieder höchst sonderbar daß das Alleinsein auch nicht die Kraft hat, dieses Innere aufzuschließen, wodurch ja im Augenblick der Tag so reich u. schön wäre. Nein, es ist aber, als ob es mit Gewalt verschraubt wäre. Aber freilich kann sich das ja von einem Tag zum anderen verändern.

Eines hab ich vor: wenn mir Rom auch wenig Freude macht, so fahre ich nach wenigen Tagen wieder zurück nach Bozen und treib mich dort in der Nähe ein bissel herum und fahre dann bald nachhaus. Leb wohl mein Engerl. Hoffentlich find ich in Rom eine gute Nachricht von Dir

Dein Hugo.

An Dora Michaelis

Hotel Marienbad, München 10.I.21

liebe Dora,

ich habe bis vorgestern spät abends geglaubt dass eine Berliner Amtsstelle mir würde einen Schlafwagenplatz für Sonntag abend verschaffen können – dann hätte ich noch den ganzen Sonntag für mich gehabt und mich für Mittag oder nachmittag bei Ihnen angesagt. Erst um 3/4 11 abends erfuhr ich, dass es nichts wäre und dass ich am nächsten Morgen reisen müsste – ich konnte Ihnen da in der stillen kleinen Pension nicht mehr telephonieren – es that mir so leid. Es war rührend, dass Sie im Theater waren, für mich hatte der ganze Abend etwas Rührendes. Die ganze Jugend stieg da auf. – 1898 ist es geschrieben!

Am Samstag abends ging ich noch einmal hinein, liess mir einen Stuhl seitlich an die Wand stellen, sass da unter den fremden Menschen im Halbdunkel und sah und hörte die 2 Scenen an. Was sind das für geisterhafte Dinge. – Ich habe eine ganz gute Pension gefunden In den Zelten 20, und werde jetzt wieder öfter nach Berlin kommen, denn ich habe vieles geschrieben, das nach und nach auf die Bühne muss, und vieles mehr drängt nach oben, ich war nie im Leben so produktiv und wusste nie so genau was ich will und was ich zu geben habe. In der Ferleiten war ich dieses Jahr nicht wieder, viel viel später erreichte mich Ihr Annentagsbriefeर, Sie Gute. Behalten Sie mich lieb, wie ich Sie

Ihr Hugo

im Theater: in den Kammerspielen des Deutschen Theaters wurde »Der Abenteurer und die Sängerin oder Die Geschenke des Lebens«, dramatisches Gedicht in zwei Acten, zusammen mit »Florindo« aufgeführt.

An Arthur Kahane

Bad Aussee 14.X.21

Lieber Dr. Kahane

ich danke Ihnen herzlich für jeden Brief. Ihre Freundschaftlichkeit hierin ist mir wohltuend.

Die Besetzung ist mir lieb, Crescenz – Terwin sehr wichtig. Was Sie

über den Darsteller des Neuhoff sagen, nehme ich zur Kenntnis. Ueberaus wichtig, glauben Sie mir, ist die Figur des Vincenz. Ich kenne den Namen des Schauspielers nicht, so auch nicht dessen der den Hechingen spielt, von dem für den III. Act so viel abhängt. Es wäre das eine echte Wintersteinrolle, bitte danach zu messen.

Photographie meines versperrten und verräumten Arbeitszimmers kann unmöglich beschaffen, sie wäre auch nicht von grossem Nutzen. Solche Zimmer in Wiener Palais sind sehr geräumig, geräumiger als auf der kleine Bühne möglich und haben schöne Dimensionen, dicke Mauern (was an den Fenstern merklich) einfachste Wände, getüncht, nicht tapeziert. Bitte wenig Möbel hineinzustellen, nur die nötigsten, das Möbelgewirre macht den modernen Charakter, dem diese alten Wiener Wohnungen so fern sind. Also bei Hans Carl nur ein flacher Schreibtisch (ein gewöhnlicher langer Tisch, zum Schreiben gerichtet, mit Acten, Büchern, ein paar Fauteuils, vielleicht noch ein Tisch mit paar Zeitschriften, Cigarettendosen etc. an den Wänden ältere Stiche, circa von 1830–50) in II den kleinen Salon so behandeln als ob es ein Stück aus dem XVIII. wäre, alles echt, jedes Stück, die Wand etwa eine Chinoiserie, das ganze in den Farben hübsch zu den Toiletten der Frauen. – Fürs Theater mehr als für mich noch hängt alles davon ab, dass das Ganze *elegant* wird, sonst ist es »Hamlet ohne Prinzen«.

Herzlich der Ihre Hofmannsthal

Die Agathe natürlich ganz jung!

Kahane: Zu seiner Eigenschaft als Dramaturg der Reinhardttheatern in Berlin vgl. Brief H's an Kahane vom 11.6.1921, in: SW XII Dramen 10, S. 508.

An Alma Mahler-Werfel

Rodaun 30 Juni [1923?]

Liebe gnädige Frau

wie ich Ende Mai zurückgekommen bin habe ich gedacht Sie wären jetzt auch aus Venedig zurück und ich würde Sie sehen. Das hätte mich recht gefreut. – In diesem Winter waren drei Begegnungen mit Ihnen und Werfel: bei Ihnen, in Rodaun, und im Theater. Alle sind so lebendig in mir und mir recht lieb.

Ich rief öfters an, niemand antwortete, nur der sehr böse Hund bellte ins Telefon.

Kommen Sie vielleicht zufällig einmal herein? Da würde ich Sie gerne sehen –. Von Werfel kam mir etwas vor Augen, eine Prosa – die Begegnung mit dem verklärten Mörder – dieses Stück Prosa fand ich fast *völlig* schön, so wie ich dieses eine Gedicht von der Hirschkuh als *völlig* schön im Gedächtnis trage. – Es kommt in unserer Kunst alles darauf an, dass der Ausdruck das Ding nicht auffrisst, indem er es gebiert. Alles Liebe Ihnen beiden – lassen Sie mich Sie doch wieder einmal sehen!

Ihr Hofmannsthal

P. S. Ich denke immer, dass ich vielleicht wirklich etwas sehr Leichtes machen würde, wozu dann Lehar die Musik macht. Aber wir wollen nicht davon sprechen, sonst wird es nichts.

eine Prosa: gemeint ist die 1915 entstandene, 1923 in der Neuen Rundschau veröffentlichte Erzählung »Cabrinowitch« – *Hirschkuh:* unter dem Titel »Vision einer Hirschkuh« in dem Band »Beschwörungen« – *Lehar:* Anspielung auf ein Scherzespräch im Zusammenhang mit dem »Rosenkavalier« (vgl. A. M., Mein Leben. Frankfurt a. M. 1970)

An Hans Von der Mühl

Rodaun 7. I. 24

Lieber Herr Von der Mühl

Ihr kleiner Brief gab mir viel Freude. Ein solcher Gruss ist wie ein freundlicher Blick, unschätzbar. Ebenso lieb waren mir ein paar sehr freundliche Zeilen die Ihre Gattin mir im October aus dem Engadin schrieb. Lange trug ich die freundlichen Worte in mir – und fast schien es mir schöner, das sehr Freundliche und Warme, womit ich sie erwiderte, nicht wieder in Worten auszusprechen. Ich denke, es muss irgendwie zu ihr gekommen sein.

Ich sehe Carl weniger oft als Sie vielleicht denken. Aber auch weniger oft als er und ich wünschen. Es ist mein Leben mit dem herinnen und draussen nicht einfach. Immerhin sehen wir uns, und das Gefühl seiner

Nähe ist mir wohltuend. Die Wochen in Aussee waren es für mich noch mehr, und wohl auch für ihn. Es gibt nichts Stilleres als diesen kleinen wunderbar gesformten Lebensbereich, wenn die Sommergäste ihn verlassen haben, und man mit den Herbststernen, den vor dem Winter besorgten Waldestieren, den ängstlich um die letzte Blume schwirrenden Wespen und der Axt des Holzfällers allein bleibt – und zu zweien oder dreien allein, die Welt um einen so weit und geisterhaft wird – und man wechselweise einander gewahr wird, ja durch den anderen in eine Welt hineinblickt nicht fremder, nicht geisterhafter als die eigene.

Es war eine glückliche Fügung dass ich in diesen ruhigen Wochen Carl bewegen konnte, die noch frischen Eindrücke der kleinasiatischen Reise aufzuschreiben. Diese Aufzeichnungen sind höchst bedeutend geworden; sie gleichen keiner Art von Reiseschilderung die ich kenne, und in ihrem Vortrag sind sie in einer wunderbaren Weise frei von jeder Prätension und jeder Manier. Sie sind ein merkwürdiges Dokument unserer Zeit und ein ungezwungenes Abbild seiner bedeutenden und menschlichen Persönlichkeit, und sie scheinen beides nicht zu wissen. – Allmählich ist mir Carls Wesen ein unendlich anziehendes Buch geworden – in dem ich ohne Mühe lese und das ich doch nie werde zu Ende gelesen haben – und solche zufällige Aufzeichnungen sind nur wie ein paar herausgerissene Seiten davon – an denen aber viele Menschen sich freuen werden. – Er scheint mir in einer besseren Verfassung als irgendwann in diesen letzten Jahren. Das dunkle Element seines Lebens, das Schicksalhafte, die schwere Gebundenheit an die Stadt, die Ahnen, an die ergreifende Gestalt des Vaters, das alles scheint mir jetzt in eine herrliche Wechselwirkung zu treten mit dem reichen unmittelbar Erlebten, mit der Welt, die von wachen, lebensfrohen Organen an ihn herangebracht ist – aus diesem seltenen Gleichgewicht tritt dann das Eigentliche, Creative seiner Natur hervor, so im liebevollen Erfassen, als im Darstellen – und ich hoffe mir viel von seinen nächsten Jahren – mehr als ich noch im Mai mir zu hoffen gewagt hätte. –

Mögen wir alle freundlich verbunden bleiben u. auch Jan die Freundschaft die er mir so schnell und rührend geschenkt hat, nie bereuen.

Ihr Hofmannsthal.

Hans von der Mühl: Schwager Carl J. Burckhardts – *das dunkle Element*: Immer wieder tritt die Sorge um den Freund und seine Gefährdung auf. So schreibt H. am 21.VI.1927 an Gerty: »(..) und der Carl so finster, halb träg halb traurig – mir ist manchmal ganz bang um den merkwürdigen Menschen, wenn er so alles haßt – das Basel, den Beruf als Historiker, das Schreiben an einem Roman, das Armsein – und mit allem hadert – da fühlt man ein Gefährliches in der Vereinigung der beiden Elemente, dieses allzu geistigen fast schon zu weit vordringenden Vaters und der dumpf-schweren ergebundenen, aber niemals glücklichen Mutter und wie nichts einem Menschen helfen kann als das eigene Ich.«

An Gerty

Parkhotel, Lenzerheide 16 VII [1924]

mein gutes Wesen

dein Telegrammerl hab ich gestern beim Abendessen auf meinem Platz gefunden und mich riesig gefreut, daß ihr wohl und vergnügt seid. Wenn es selbst hier oben so riesig heiß ist, wie heute, und im Wald die Bremsen einen stechen, und auch hier in dem kleinen Bergsee die Kinder baden, so freue ich mich für euch – und denke du bist recht viel am Strand und das macht mir Spaß zu denken.

Der gute Burckhardt ist so rührend; genau wie ein Irrenwärter und dazu sehr unterhaltend. – Wir haben genau das einzige Hotel erwischt, wo noch im letzten Augenblick ein paar Zimmerl frei waren; in ganz Graubünden ist jedes Dachzimmer dieser hunderte von Hotels seit Monaten vorausbestellt. Hier möchte man Wirth sein. Diese Saison dauert nur acht Wochen, dann haben sie genug verdient u. reisen nach Paris oder tun skifahren. Die Wirthsleute, auf die wir hier gestoßen sind, sind aber wirklich gute Leute von einer rührenden Aufmerksamkeit. Sie haben mir neben meinem Schlafzimmer noch ein Dachzimmerl, wo sonst ein Bett war, ausgeräumt als Arbeitszimmer, mir einen hübschen Teppich aus ihrer eigenen Wohnung hineingelegt, eine chaiselongue hineingestellt und einen großen Fauteuil und immerfort fragen sie, ob ich noch Wünsche habe, und ob das Essen (das ausgezeichnet ist) mir gut genug ist, kurz solche Wirthsleute gibts bei uns nicht. Auch das

Stubenmädchen ist sehr hübsch und hat so gute Manieren; es muß eine Wirthstochter sein, und das würde dich röhren – im Gang draußen steht bei einem Bügeltisch die »Glätterin« und tut alle Staubflecke aus meinem grauen Anzug mit Liebe herausputzen.

Das Tal ist lang und groß, und entfernt ähnlich wie das Ampezzotal bei Cortina, aber viel nüchterner und ungleich weniger schön, ja, wenn ich viel spazierengehn müßte, täte ich es vielleicht ungern haben; aber vielleicht geht es ohne größere Spaziergänge. Das ist ja ewig mein sonderbares Schicksal; wie schön ist Rodaun und Aussee und Neubeuern und der Schönenberg, an wie vielen lieblichen Orten, an Seen und Flüssen sind wir vorbeigefahren, aber nirgends kann ich im Sommer sein, sondern muß wieder »anderswo« sein wo ich gar nicht gern bin – Für dich wäre eine einzige Attraction hier. Auf der staubigen Straße zwischen der Post und der Confiserie, das »Lingeriegeschäfterl« mit Nachthemderln und Appenzellerstickereien, du tätest da jedesmal stehen bleiben.

Gestern abend ist der Carl hier in meinem Arbeitszimmerl gesessen u. hat seine Pfeife geraucht und so rührend nett und liebevoll von unsern Kindern gesprochen, besonders von der Christianerl; sie hat sicher außer dir und mir keinen besseren Freund. Ich hab ihm gesagt, er soll ihr einmal schreiben. Leb wohl, mein Engerl.

Dein Hugo.

An Yella Oppenheimer

Lenzerheide im Graubünden, Parkhotel.
Den 30^{ten} Juli. [1924]

Liebe gute Yella

betrübend sieht mich aus einer Schweizer Zeitung die Nachricht vom Tode Busonis an, und der Versuch einer fremden, ungeschickten Feder, ihn zu würdigen. Was kann man an einem Künstlerleben würdigen? Wie dunkel ist unser aller Leben, wie dunkel uns selber. Der schmerzvolle Blick, mit dem Sie heute die Erinnerung an das ganze Leben dieses Menschen umfassen, ihn als Knaben vor sich sehen, als Jüngling, als Mann – der würdigt ihn aber er läßt sich in Worte nicht zerlegen.

Ich habe ihn einmal spielen gehört – mit Ihnen; ihn sonst nicht gekannt, außer durch Sie. So führt mich die Nachricht wieder und nur auf Sie zurück. Möge es Ihnen im Augenblick fast hätte ich gesagt freundlicher gehen als mir. Aber da hätte ich Unrecht. Möge es Ihnen nur eben so freundlich gehen. Denn ich habe – obwohl auch dieser von meinen sonderbaren physischen Abhängigkeiten diciterte Aufenthalt mir wieder unlieb, ja die Landschaft so unlieb ist, daß ich kaum einen Schritt ins Freie tue, durch Burckhardts Gesellschaft, durch sein freundliches Aushalten bei mir viele gute und gehaltvolle Stunden. Ich lese wieder mit einem lebhaften Anteil, der mir durch viele Monate abhanden gekommen war – und wenngleich ein eigentlich productiver Zustand nicht erreicht ist, so doch vielleicht eine Art von Vorzustand. Vielleicht auch – darauf bringt mich auch Burckhardt – verlange ich zuviel von solchen Aufenthalten, gebe der Acclimatisierung und dem allen zu wenig Zeit; begehre mir zu schnell Aussee zurück wohin zurückzukehren doch Gerty beinahe angstvoll mir abräth.

Es liegt ein so sonderbarer Widersinn darin, daß jede Art von Landschaft, die mich anzieht, meine Einbildungskraft belebt und beglückt, – mir durch die Beschaffenheit der Luft verboten ist; daß jede von denen, wo die Luft mir den freien Gebrauch meines Denkvermögens, ein leichtes Denken und Erinnern gestattet, mich von meinem höheren Leben nicht ganz abtrennt – wie zur Strafe (aber wofür?) mich karg traurig und fremd umgibt – keine karger und fremder als diese hier. Ich habe durch ein Telegramm angefragt, ob vielleicht in der Fusch ein Zimmer frei ist. Geben Sie doch eine kurze Nachricht – an die Ausseer Adresse –

Ihrem Hugo.

Busoni: Am 10.XII.1911 heißt es in einem Entwurf zu »Figuren«: »Der Komponist Busoni. Das Gequälte und das Quälerische im Aug. Die Art wie er Frauen die Hand küßt, hoch oben, oder indem er beide Hände in seine nimmt; auch einem fünfjährigen kleinen Mädchen. Ist vielleicht der größte Clavierspieler dieser Zeit.« – *wie zur Strafe:* ebenfalls aus Lenzerheide an Gerty: »ich habe mit dieser physischen Anlage ein furchtbares Erbteil von meiner Mutter mitbekommen – u. wenn ich nicht durch dich in meiner Ehe so glücklich geworden wäre, so wüßte ich nicht wie ich dieses Maß sich entgegenstellender Schwierigkeiten bei dem ohnedies schon so furchtbar schweren widersinnigen Beruf eines Künstlers auf die Dauer ertragen könnte.«

An Gerty

Marrakech 11 III. 1925
Hotel Transatlantique

mein gutes Engerl,

es ist schon ganz herrlich, dieses alte Afrika, und jetzt sind wir mitten drin in ihm. Hier ist man wirklich *in Afrika*, nicht am Rand davon. Das kleine Hotel ist in einem alten arabischen Haus. Mein sehr reinliches Zimmerl führt auf eine ganz steile Treppe, so steil wie eine Leiter, von dort in einen kleinen stillen inneren Hof. Dann wieder durch einen Hof, wieder durch einen, dann ist man auf der Gasse – und sofort mitten drin in 1001 Nacht. Alte Araber auf Eseln u. Pferden, verschleierte Frauen, uralte Bettler, Einäugige, Neger von allen Färbungen – und fast keine Europäer, das ist das schöne. Alles schiebt sich ganz leise durcheinander, leise röhrt einen ein Bettler an, halblaut ruft einer »Baluck!« (d. h. gib acht!) und schon ist ein Kamel oder ein Esel, wo oben eine Frau sitzt, die zwei Kinder auf den Rücken gebunden hat, ganz nahe – aber es tritt einen nicht, alles ist leise u. langsam und geschickt. – Das herrlichste ist der große Markt. Das Bilderl gibt eine kleine Idee von einer Ecke davon. Aber das ganze ist riesengroß, sicher 6–8mal so groß wie der Marcus-Platz u. *voller* Menschen. Gegen Abend geht man auf eine Terrasse und schaut auf den Markt hinunter. Das ist ein Gewimmel von vielleicht zehntausend Menschen. Immer ein Kreis von 200–300, die innersten sitzen, die äußeren stehn herum. In der Mitte ein Schlangenbeschwörer oder ein alter Mann, der Geschichten erzählt, oder geschminkte kleine Buben, die ausschauen wie Mädeln, und tanzen oder ein Komiker, oder ein unheimlicher Mensch, der wirre Haare hat und einen Theekessel mit siedendem Wasser austrinkt und dann wieder ausspuckt – und die Leute herum ganz still und von einer ungeheuren Aufmerksamkeit. Man schaut auf das alles herunter – da liegt die ganze sehr große Stadt mit den flachen Dächern und am ganzen südlichen Horizont steigt aus dunkelgrauen, ein bissel violett werdenden Wolken das Atlasgebirge, eine lange Kette beschneiter Gipfel, alle höher wie der Dachstein – auf einmal sehr plötzlich fällt die Sonne unter den Horizont – ein ungeheuer zartes Violett überzieht die Häuser, den Markt, die Menschen – und dann wird die sonderbare Musik noch stärker und immer mehr Leute

strömen hinzu – denn die Stadt ist das *Paris* der Sahara, aus riesigen Entfernungen kommen sie auf Kamelen u. Eseln gezogen, um hier einige Tage oder Wochen zu verbringen.

Man fährt hieher auf einer fast schnurgeraden Straße 240 km. (so weit wie Wien–Wels) auf einem großen 20plätzigen Auto, das sehr schnell fährt. In ganz Oesterreich gibt es nicht eine so gute Straße. Wir bleiben noch 2–3 Tage hier, dann fahren wir wieder zurück nach Casablanca, wo wir den Hauptteil unseres Gepäcks gelassen haben. Dann hat uns der Marschall eingeladen 2 Tage zu ihm nach Rabat zu kommen, wo seine eigentliche Residenz ist. Von dort fahren wir dann nach Fez (die eigentliche Hauptstadt) und dann wieder nach Casablanca, wo wir für den 25^{ten} Schiffsplätze zurück nach Marseille gesichert haben. Der Marschall ist ein sehr großartiger alter Mann von einer unglaublichen französischen Lebendigkeit. Er hat Wien früher gut gekannt u fragt mich nach tausend Leuten. Das Klima ist zu dieser Jahreszeit unendlich angenehm. Die Morgen neblig, u. so wie ein kühler Maimorgen. Dann um Mittag doch so wie im Juli – gegen Abend wieder kühl. Mir tut dieses Klima *sehr* gut.

Leb wohl, mein Engerl!

Dein Hugo.

Marrakech: sollte einen Teil der »Marokkanischen Reise« bilden. Über diese schreibt er an Katharina Kippenberg am 12.XI.1926: »Für die Marokkanische Reise, die ja auch ein »mythe« werden soll, etwas Dichterisches, viel mehr als Historisches, muß ich noch um Geduld bitten.« – *der Marschall*: Lyautey. In der Bibliothek H.'s: H. L., Paroles d'action. Madagascar-sud-Oranais, Oran, Maroc. 1900–1926. Paris 1927; Lettres du Tonkin et de Madagascar. Paris 1921; und ein Widmungsexemplar: La Réunion de la Lorraine à la France »à Monsieur de Hofmannsthal en affectueuse hommage L.« – am 17.III.1925 schickt H. eine Ansichtskarte an Walther Brecht mit den Worten: »Marakesch am Fuß des hohen Atlas. Zauberwelt ohne Gleichen und gerade darum anmutend wie tiefste Heimat.«

An Gerty

Marrakesch Donnerstag 12^{ten} III.1925

mein liebes Engerl,

dieses kleine versteckte Hotel mitten in der fremdartigen Stadt ist so gemütlich, immer denke ich, wie es dir gefallen würde u. wie aufmerksam du vor jeder Mahlzeit das menu studieren würdest. Nächstes Jahr mußt du bestimmt mit mir in das Afrika gehen – es ist ein Erdteil, der sehr gut für die Nerven ist. Das Wetter ist schlechter geworden, u. das Barometer fällt noch immer. Gestern hat es sich getrübt u. bei Tage leicht geregnet u. in der Nacht stark. Heute waren große Wolken auf dem riesigen Horizont, aber trotzdem viel Sonne, und gewisse Teile des Himmels zart türkisblau, die Bergketten amethystfarben und der Sonnenuntergang auf dem flachen Dach über dem goßen Platz unbeschreiblich. Gestern bei dem Nebel- und Regenwetter sind wir stundenlang in den engen kleinen Straßen des Bazars herumgegangen – die mit Schilf überdeckt sind – denk dir eine merceria in Venedig, aber zehnmal, zwanzigmal so groß, ganze Gassen voll Silberschmieden, oder voll Teppichhändlern, oder voll Gewürzhändlern. Aber jeder Laden nur so groß wie ein großer offener Kasten, und so voll mit Ware, daß der Händler oben auf seiner Ware, auf den Datteln oder Gemüsen, liegt und von oben mit einem Löffel verkauft – und in diesen winzigen Butiken arbeiten sie auch, weben, oder schneidern, oder machen Silberarbeit – und tausende von Menschen schieben sich in diesen engen Gassen herum, zu Fuß oder auf kleinen Eseln, hie und da ein schöner alter Mann auf einem schwarzen Maulthier mit einem violetten Mantel, u. verschleierte Frauen u. alte Negerinnen u. Blinde u. Einäugige, Bettler, die ganz in Fetzen gekleidet sind u. schöne elegante Araber mit Burnussen aus Musselin. Wir sind in eine Gasse gekommen, da stehen die Käufer an beide Seiten der Gasse gedrückt u. in der Mitte schieben sich hunderte von Verkäufern herum, die alle Babuschen (Pantoffel) aus Leder verkaufen, jeder hat 10–20 Paar auf dem Arm u. bietet sie an, gelbe, weiße, violette, schwere, leichte, gestickte, bermalte, parfümierte – wie man will – daß einem ganz schwindlich wird. Wunderbar ist die Gasse der Färber, wie in meinem Märchen, wenn sie die Strähne von Seide, leuchtend violett oder grasgrün oder wie goldorangen, aus dem Kübel ziehen u. zum Trocknen aufhängen.

Morgen wenn es nicht regnet gibt uns der hier kommandierende General ein Auto u. wir fahren ein Stück gegen das Atlasgebirge hin, das ist diese Kette von Schneebergen im Süden, die das Land gegen die Sahara absperrt – über zwanzig Riesengipfel, jeder fast so hoch wie der Montblanc, die man über die Wolken hervorsteht sieht.

Leb wohl mein Engerl, ich hoffe, daß diese Brieferl mit Flugzeug via Frankreich, dich bald erreichen.

Dein Hugo.

An Marie Fürstin von Thurn und Taxis

Rodaun 12^{ten} Juli 1927

Liebe gnädige Fürstin

ich denke so oft und herzlich an Sie – aber schnell verschluckt ein Tag den andern und einmal müssen die Gedanken doch auch aufs Papier, damit ein Gruß aus ihnen wird. Wir waren beide über die Maßen traurig, als im Juni ihre Abreise vor der Tür stand, und wir Sie nicht gesehen hatten – aus einem quiproquo nach dem andern! Denn nach meiner Rückkehr aus Basel war ich durch Lebensumstände und Complicationen aller Art genötigt fast jeden Tag in Wien zu sein, und ahnte nicht daß Sie die Nachmittage auch in der Stadt wären, sondern wenn ich Sie dachte (und das war sehr oft) dachte ich Sie eben *nur* in Baden. Und wie oft und leicht hätte ich sie in Wien besuchen können! – Ich sah dann bei einem Frühstück die Berenzons wieder, die gerade auf dem Weg zu Ihnen waren. Fünfzehn Jahre hatte ich sie nicht gesehen! Dabei schien er wenigstens mir gar nicht sehr verändert – so klug, scharfsinnig, auch weit (er übersieht viele Lebensgebiete, aber freilich nur was man mit dem Verstand davon ergreifen kann, nie das Vitale, nie das eigentliche Geheimnis) – und dazu diese penetrante Eitelkeit, an der etwas schlummerloses, fast Mitleid erregendes ist. Jetzt hat diese Eitelkeit eine besondere Form angenommen: von wem immer man spricht – von Lebenden, meine ich, – wir sprachen von Valéry und von Claudel – so klagt er bitter über die Eitelkeit der anderen – er hat eine fast morbide Empfindlichkeit für alle Arten von Eitelkeit, für jede Nuance der Pariser

Eitelkeit, er spürt überall bis zur Qual das was ihn selber erfüllt – so wandelt er in einer Art von Dantescher Hölle. Diese Secretärin, die er mithat – als Kreuzung von einem süditalienischen Philosophen und einer Baltin schon praedestiniert, sehr klug zu sein – ist es anscheinend auch, und hat dazu etwas Lebendiges und auch, wenn ich nicht irre, Güte. Ich wäre begierig, wie sie einem vorkommt, wenn man sie ein paar Tage lang mehr sieht, wozu ja bei dem Besuch in Loucen gewiß Gelegenheit war. – Vor ein paar Tagen war ich mit Gerty auf dem Semmering weil ich die ewig feuchte gewittrige Luft herunter gar nicht mehr aushalten konnte – oben fanden wir Alma Mahler (die Witwe von Gustav Mahler, ich weiß nicht ob Sie sie kennen) und ihren Freund, den Dichter Werfel. Sie bewohnen da oben eine kleine Villa an einem reizenden Punkt, fast dem einzigen hübschen der langweiligen Panorama-Landschaft des Semmering. Wir verbrachten zwei Abende mit ihnen und hatten viel Vergnügen daran. Es sind zwei Menschen, die trotz ihres Altersunterschiedes gut zusammen passen. (Sie ist etwa 47, er 36.) Sie sind beide von einer wirklichen Lebhaftigkeit (etwas viel selteneres als man glaubt) haben tausend Interessen gemeinsam, musicieren zusammen (er hat eine hübsche Tenorstimme und adoriert italienische Arien) sitzen bei einem ausgezeichneten Cognac bis 4 Uhr nachts zusammen unter einem blühenden Lindenbaum und streiten über Wagner contra Verdi, oder über das Christentum und die Antike oder über was immer, sind beide faul und doch nicht zu faul, beide rundlich aber doch nicht zu rundlich, genuß-süchtig aber nicht zu sehr, gelegentlich melancholisch aber nicht zu sehr, und gar keine snobs in keiner der vielen Weisen, die üblich sind, sondern natürlich, voller Irrthümer, und allem zugänglich – und dabei au fond ernst, also wirklich angenehme Gesellschaft.

Einen Abend waren wir in Kreuzenstein. Der Diener der uns herumführte war reizend, durch die Liebe für seinen todtten Herren und die evocation der Gestalt in tausend kleinen Zügen – aber die ganze Geschichte (ich meine das Schloß und die zehntausend echten Sachen drin u. all dies truqué im Ganzen) ist doch wie ein Alpträum. Ich sah es vor 27 Jahren, noch unfertig, möchte es aber nun nie wieder sehen. Aber Duino, das ja das Gegenteil davon ist, ganz aus der Natur und der Gegebenheit aufgewachsen, das möchte ich brennend gern wieder sehen – und hoffe sicher, im kommenden Jahr.

Verzeihen Sie diesen Tratschbrief, liebe gute Fürstin – und nehmen ihn als Ausdruck großer Liebe und Anhänglichkeit.

Ihr Hofmannsthal

Bernhard Berenson: universeller Kunsthistoriker u. Sammler, s. »Treasury«, selected and edited by Hanna Kiel. Preface by Nicky Mariano. New York 1962 – diese Sekretärin: Nicky Mariano – Kreuzenstein: 1115 zum erstenmal erwähnte Burg nordöstlich von Wien, 1645 zerstört, am Ende des 19. Jahrhunderts von Hans Graf Wilczek historisierend auf den alten Mauern wieder aufgebaut.

An Gerty

München 2 II.1928 7h abends.

mein gutes Wesen, zum Aufregen ist gar nichts hier! Die Sache regt mich so wenig auf, dass ich mich sogar mit Cle ins Parkett setzen werde (das Theater hat keine Logen) – ein Ecksitz ganz beim Ausgang zur Bühne, so dass ich in den Zwischenacten auf die Bühne gehen kann. Costume, Decorationen etc. sehr gut. Die Schauspieler außerordentlich nett u. willig. Die Spielzeit sagt der Inspicient ist von 7h³⁸ bis 11h⁵ – bei der Première, später wird sich eine Viertelstunde einspielen. Kürzer kann man es nicht kriegen – Längen sind nirgends – es geht eben sehr viel vor. – Ein Sauföhn ist jetzt, mit Patschregen – hie und da wieder kälter mit Schneeneigung – aber es tut mir nichts, außer dass ich weniger gut schlafe. – Aber der Schlag soll den Edison treffen, dass er das Telephon erfunden hat: die Anny Schey, und die Frau Gulbransson, u. Castiglioni aus Wien – und Tod u Teufel rufen ohne Pause an! – Gestern nach der Probe mit Cle allein soupiert – sehr gemütlich so zwei alte Freunde. Er hat gesagt: das Fannerl ist eine bewundernswerte großartige Frau – wenn sie das wüsste! – Hat wirklich den Max Friedmann der Schlag getroffen? – Ich hab heute (entschuldige den etwas jähen Übergang) mit der Goedela Keyserling in einem überfüllten lärmenden Local Thee getrunken – das ist eine sehr nette hübsche u. angenehme Person, u. Strohwitwe (er ist in Amerika) – die gewöhn ich mir jetzt an – aber nur für die paar Tage, und sehe sie nicht oft, denn ich hab wenig

Zeit, u. sie wohnt eigentlich in Partenkirchen, und kommt nur manchmal herein für Bälle, dann tanzt sie aber die ganze Nacht, weil es nicht dafür steht, schlafen zu gehen. Ich hab ihr gesagt, ich werd sie später an den Raimund abgeben, weil der in der Nacht so wach ist. Dabei hat sie 2 große Buben, wenig Geld u. macht die ganze Correspondenz für ihn in allen Sprachen, sie sagt sie schreibt 200–300 Briefe manchen Monat, u. jetzt muss sie alles aus ihrem eigenen Kopf schreiben. Dass der Alix Hoyos eine solche Nichte hat, ist sonderbar.

Jetzt geh ich noch zu der Brechtschen einen Schinken nachtmahlen u. trink eine Milch dazu.

Leb wohl, mein gutes Engerl. Ich finds hier ganz gemütlich. – Ich glaub das Mittel von Bichler tut mir entschieden gut, ich hab eines für alle Tage, u. eines für schlechtere Tage.

Dein Hugo.

H. war im Zusammenhang mit der Erstaufführung des »Turm« in München – *Goedela*: Frau des Philosophen Hermann Graf Keyserling – *der Brechtschen*: Erika Brecht

An Dora Michaelis

Rodaun, 14.VII.29

liebe Dora,

Sie und Karl haben unendlich viel Liebes an unserem armen Franzl getan, so lange er noch unter uns war. Heute ist er nicht mehr unter uns. Er hat gestern nachmittags seinem jungen Leben durch einen Schuss ein jähes Ende bereitet. Die Ursache liegt ganz tief, in den Tiefen wo Charakter und Schicksal entspringen.

Ich danke Euch heute in tiefster Betrübnis

Ihr Hugo